

Fischer Klassik

Der Pfeil Gottes

Roman

Bearbeitet von
Chinua Achebe, Maria von Schweinitz, Gudrun Honke

1. Auflage 2015. Taschenbuch. ca. 336 S. Paperback

ISBN 978 3 596 90609 3

Format (B x L): 12,5 x 19 cm

Gewicht: 330 g

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Chinua Achebe
Der Pfeil Gottes
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

VORWORT

ZUR ZWEITEN AUFLAGE

Wann immer mich jemand danach gefragt hat, welcher meiner Romane mir denn der liebste sei, bin ich jedes Mal einer direkten Antwort aus dem Wege gegangen. Ich war der festen Überzeugung, dass diese Frage genauso gehässig ist, als bitte man einen Mann, seine Kinder nach dem Grad seiner Liebe zu ihnen aufzulisten. Ein Familienvater, der diesen Namen verdient, wird, wenn er es dennoch muss, von der jeweils besonderen Eigenschaft erzählen, die jedes Kind für ihn liebenswert macht.

Was *Der Pfeil Gottes* angeht, so mag diese besondere Eigenschaft darin bestehen, dass es der Roman ist, mit dem man mich am wahrscheinlichsten dabei ertappen wird, dass ich ihn selbst noch einmal lese. Dabei sind mir bestimmte strukturelle Schwächen aufgefallen, und ich nutze die Gelegenheit dieser Neuausgabe, sie zu beseitigen.

Der Pfeil Gottes hat sowohl glühende Verehrer als auch erbitterte Gegner gefunden. Letzteren braucht man nichts mehr entgegenzuhalten. Ersteren gegenüber kann ich nur meine Hoffnung zum Ausdruck bringen, dass die Änderungen, die ich vorgenommen habe, ihre Zustimmung finden mögen. Doch liegt es wohl in der Natur der Dinge, dass manche an ihrer Vorliebe für das Original festhalten und diese Änderungen als unnötig oder gar ungerechtfertigt ansehen werden. Vielleicht sind Änderungen auch nur selten nötig und gerechtfertigt, und doch ändern wir immer wieder. Zumindest aber sollten wir bereit sein, uns vor jenen zu verneigen, die wie Felsen in der Brandung stehen: vor den geistigen Nachfahren jenes wunderbaren Menschen, Ezeulu, in der Hoffnung, dass sie uns vergeben.

Möglicherweise hätte Ezeulu, wenn ihm sein Schicksal erspart geblieben wäre, die Überzeugung gewonnen, dass sein persönliches Geschick völlig seiner historischen Bestimmung als Opfer entsprach, und hätte seinen Untergang dem Abfall seines Volkes von ihm geweiht – und damit zu einem Akt geistiger Läuterung erhoben. Und er hätte ihm gern verziehen.

Chinua Achebe

KAPITEL 1

Es wurde zum dritten Mal Abend, seit Ezeulu begonnen hatte, nach den Anzeichen des Neumondes Ausschau zu halten. Heute mussten sie zu sehen sein, das wusste er; doch er war schon immer drei Tage vor der Zeit auf seinem Posten, denn er durfte das Ereignis auf keinen Fall versäumen. In dieser Jahreszeit war die Aufgabe nicht allzu schwierig, er brauchte den Himmel nicht so eindringlich abzusuchen wie zur Regenzeit, in der sich der Neumond manchmal tagelang hinter den Wolken verbarg, schon halb gerundet war, wenn er endlich zum Vorschein kam und während dieses Versteckspiels den Oberpriester Ezeulu zwang, jeden Abend in seiner Tür auf ihn zu warten.

Sein *obi* war anders gebaut als die Häuser der übrigen Leute. Es hatte an der Vorderseite die übliche lange Schwelle, aber rechts neben dem Eingang war noch eine zweite, kürzere. Die Dachsparren über diesem zweiten Eingang waren so weit zurückgeschnitten, dass Ezeulu, wenn er auf dem Boden saß, den Teil des Himmels beobachten konnte, in dem der Mond seine Tür hatte. Es dunkelte, und der Priester blinzelte, um seine Augen freizuhalten von dem Wasser, das sich durch das scharfe Spähen darin sammelte.

Ezeulu dachte nicht gern daran, dass sein Augenlicht nicht mehr so gut war wie früher; eines Tages müsste er sich auf fremde Hilfe verlassen, wie es sein Großvater getan hatte, als die Kraft seiner Augen versagte. Der hatte freilich ein so hohes Alter erreicht, dass er seine Blindheit als Ehrenzeichen trug. Wenn Ezeulu ebenso lange lebte, nähme auch er ein solches Schicksal hin. Jetzt aber taugte er noch so viel wie ein junger

Mann – oder sogar mehr, weil die jungen Männer nicht mehr so waren wie früher. Ezeulu spielte gern ein Spiel mit ihnen, dessen er nicht müde wurde: Wenn sie ihm die Hand reichten, spannte er die Armmuskeln und legte seine ganze Kraft in den Händedruck, und da sie darauf nicht gefasst waren, zuckten sie jedes Mal heftig vor Schmerz zusammen und wichen zurück.

Der Mond, den Ezeulu an diesem Abend sah, war dünn wie ein Waisenkind, das von einer grausamen Pflegemutter widerwillig ernährt wird. Er sah schärfer hin, um sicher zu sein, dass ihn nicht ein Federwölkchen betrog. Gleichzeitig griff er etwas beklommen nach seiner *ogene*. Es war bei jedem Neumond dasselbe; jetzt war er ein alter Mann, aber noch immer umgab ihn die Furcht vor dem Neumond, die er als Kind empfunden hatte. Freilich, seit er Oberpriester des Ulu wurde, wich diese Furcht häufig der Freude über sein hohes Amt – aber gestorben war sie nie. Sie lag nun, von jener Freude überwältigt, auf dem Boden.

Er schlug seine *ogene* gome gome gome gome ... und so gleich trugen Kinderstimmen die Nachricht überallhin. *Onwa atuo! ... onwa atuo ... onwa atuo! ...* Er legte den Schlegel zurück in den eisernen Gong und lehnte ihn an die Wand.

Die Kinder in Ezeulus Hof stimmten in den Gruß an den Neumond ein. Obiagelis schrille Stimme übertönte die andern wie eine kleine *ogene* die Trommeln und Flöten. Auch die Stimme seines jüngsten Sohnes Nwafo hörte der Oberpriester heraus. Die Frauen standen im Freien und sprachen miteinander.

»Mond«, sagte die älteste Frau, »möge dein Gesicht mir Glück bringen, wenn es meines bescheint.«

»Wo ist er?«, fragte Ogoye, die jüngere Frau. »Ich sehe ihn nicht – oder bin ich blind?«

»Siehst du ihn nicht – dort über der Krone des Ukwabaums? Nein, nicht da – folge meinem Finger.«

»Oho – jetzt sehe ich ihn. Mond, möge dein Gesicht mir

Glück bringen, wenn es meines bescheint. Aber wie hängt er da? Mir gefällt seine Stellung nicht.«

»Warum?«, fragte Matefi.

»Ich glaube, er steht schief – wie ein böser Mond.«

»Nein«, erwiderte Matefi. »Ein böser Mond gibt uns keine Gelegenheit zu zweifeln. Wie damals, als Okuata starb und die Beine des Mondes nach oben in die Luft standen.«

»Kann der Mond Menschen töten?«, fragte Obiageli. Sie zerrte am Rock ihrer Mutter.

»Was habe ich diesem Kind getan? Willst du mir die Kleider vom Leibe reißen, bis ich nackt bin?«

»Ich fragte: Kann der Mond Menschen töten?«

»Kleine Mädchen tötet er«, antwortete Nwafo.

»Dich hab ich nicht gefragt, du Ameisenhaufennase.«

»Du wirst bald weinen, *Usa bulu Okpili*.«

»Der Mond tötet kleine Jungen – der Mond tötet Ameisenhaufennasen – der Mond tötet kleine Jungen ...«

Obiageli machte aus allem ein kleines Lied.

Ezeulu ging in seine Scheune und nahm eine Yamsknolle von einem Bambusregal, das eigens für die zwölf heiligen Yamsknollen aufgestellt worden war. Acht waren noch übrig. Obwohl er wusste, dass es noch acht sein mussten, zählte er sie sorgfältig. Drei hatte er schon gegessen, die vierte hielt er in der Hand. Die übrigen zählte er nochmals und ging zurück zu seinem *obi*, nachdem er die Scheunentür gewissenhaft hinter sich geschlossen hatte.

Sein Holzfeuer schwelte. Er griff nach ein paar Scheiten Brennholz, das in der Ecke gestapelt war, baute sie sorgfältig in das Feuer ein und legte die Yam wie ein Opfer obenauf.

Während sie röstete, dachte er über die kommenden Ereignisse nach. Es war Oye. Morgen würde Afo sein, und am Tag darauf Nkwo, der Tag des großen Markts. Das Fest der Kürbisblätter folgte demnach auf den dritten dann folgenden Nkwo.

Morgen musste er seine Helfer holen lassen und ihnen befehlen, diesen Tag in den sechs Dörfern von Umuaro zu verkünden.

Wann immer Ezeulu seine ungeheure Macht über das Jahr und die Ernten und somit auch über die Menschen zu Bewusstsein kam, fragte er sich, ob sie denn real sei, diese Macht ... Freilich, er verkündete den Tag für das Fest der Kürbisblätter und das Fest des Neuen Yam; aber auswählen konnte er den Tag nicht. Er war nur ein Wächter. Seine Macht war nicht größer als die Macht eines kleinen Jungen über die Ziege, die er sein Eigen nannte. Solange sie lebte, war sie sein; er konnte ihr Futter suchen und sie hüten. Aber wenn sie geschlachtet werden sollte, erfuhr er, wem sie wirklich gehörte. Nein! Der Oberpriester des Ulu war mehr, musste mehr sein! Weigerte er sich, den Tag zu nennen, dann gab es kein Fest, kein Pflanzen und kein Reifen. Aber ... konnte er sich weigern? Noch nie hatte sich ein Oberpriester geweigert. Also war es unmöglich. Er durfte es nicht wagen.

Nun regte sich Zorn in ihm, als habe ein Feind die eben gedachten Worte gesprochen.

»Lass das Wort ›wagen‹ weg!«, antwortete er diesem Feind. »Ja, ich sage, lass es weg! Kein Mann in ganz Umuaro darf sich erheben und erklären, ich wagte etwas nicht. Die Frau, die den Mann zur Welt bringt, der das behauptet, ist noch nicht geboren.«

Diese Zurechtweisung brachte ihm jedoch nur eine kurze Befriedigung. Tief in seinem Innern fuhr er damit fort, beharrlich die Art seiner Macht genauer zu ergründen. Was war das für eine Macht, von der jeder wusste, dass sie nie angewendet würde? Dann sagte man doch besser gleich, es gäbe sie nicht oder sie sei nicht stärker als die Kraft im Hintern des hochmütigen Hundes, der mit seinem kleinen Furz einen feurigen Ofen auszublasen versuchte ... Ezeulu drehte die Yamsknolle mit seinem Stock um.

Jetzt kam sein jüngster Sohn Nwafo in das *obi*, rief ihn beim Namen und begrüßte ihn; dann setzte er sich auf seinen Lieblingsplatz, die Lehmbank am anderen Ende des Raums, dicht neben der kürzeren Schwelle. Obwohl er noch ein Kind war, schien ihn die Gottheit bereits zu ihrem künftigen Oberpriester bestimmt zu haben. Ehe er noch gelernt hatte, mehr als ein paar Worte zu sprechen, hatte ihn das Ritual des Gottes mächtig angezogen. Fast konnte man meinen, er wisse schon mehr davon als sogar Ezeulus Ältester. Trotzdem wäre nie jemand so vorschnell gewesen, offen zu sagen, Ulu werde dieses oder jenes tun; wenn einmal die Zeit kam, in der Ezeulu nicht mehr da war, dann wählte Ulu vielleicht gerade den scheinbar am wenigsten geeigneten Sohn des Priesters zu dessen Nachfolger. So etwas war auch schon früher vorgekommen.

Ezeulu schenkte dem Yam die größte Aufmerksamkeit, er drehte ihn jedes Mal mit seinem Stock um, wenn die dem Feuer zugekehrte Seite gar genug war. Sein ältester Sohn Edogo trat ein; er kam aus seinem Haus.

»Ezeulu!«, sagte er grüßend.

»E-e-i!«

Edogo ging durch den Raum in den Innenhof zu seiner Schwester Akueke, die zurzeit dort wohnte.

»Geh und ruf mir Edogo her«, sagte Ezeulu zu Nwafo.

Die beiden kamen zurück und setzten sich auf die Lehm-bank, Ezeulu drehte die Yamsknolle nochmals um, ehe er sprach.

»Habe ich dir gesagt, dass du eine Gottheit schnitzen sollst?«

Edogo antwortete nicht. Ezeulu blickte zu ihm hinüber, konnte ihn aber nicht deutlich sehen, weil der andere Teil des *obi* im Dunkeln lag. Edogo aber sah das Gesicht seines Vaters vom Feuer beleuchtet, auf dem er den geweihten Yam röstete.

»Ist Edogo nicht da?«

»Hier bin ich.«

»Ich fragte dich, was ich dir über das Schnitzen von Götter-

bildern gesagt habe. Vielleicht hast du meine erste Frage nicht gehört. Vielleicht hatte ich Wasser im Mund, als ich zu dir sprach?«

»Du hast mir gesagt, ich soll keine schnitzen.«

»Habe ich dir das gesagt? So? Was ist das dann für eine Geschichte, die ich höre – dass du einen *alusi* für einen Mann in Umuago geschnitzt hast?«

»Wer hat dir das erzählt?«

»Wer mir das erzählt hat? Ich will wissen, ob es wahr ist oder nicht – und nicht, wer mir das erzählt hat.«

»Ich möchte wissen, wer dir das erzählt hat, weil ich glaube, dass er den Unterschied zwischen dem Gesicht eines Gottes und dem Gesicht einer Maske nicht kennt.«

»Ich verstehe. Du kannst gehen, mein Sohn. Und wenn du willst, kannst du alle Götter in Umuaro schnitzen. Hörst du aber, dass ich jemals wieder nach dir frage, dann nimm meinen Namen und gib ihn einem Hund!«

»Ich habe für den Mann in Umuago eine Maske geschnitzt.«

»Nicht ich bin es, zu dem du sprichst. Ich bin fertig mit dir.«

Nwafo versuchte vergeblich, den Sinn dieser Worte zu verstehen. Wenn die Wut des Vaters abgekühlt war, würde er ihn fragen. Seine Schwester Obiageli kam aus dem Innenhof herein, grüßte Ezeulu und ging zu der Lehmbank, um sich niederzusetzen.

»Hast du das Bitterblatt schon fertig?«, fragte Nwafo.

»Weißt du nicht selbst, wie man das Bitterblatt fertig macht? Oder hast du dir die Finger abgebrochen?«

»Ruhe, ihr beiden!« Ezeulu rollte mit dem Stock die Knolle aus dem Feuer, befühlte sie rasch mit Daumen und Zeigefinger und war zufrieden. Er nahm ein zweischneidiges Messer vom Dachsparren und fing an, vom gerösteten Yam die schwarze Kruste abzuschaben. Als er fertig war, klebte schwarzer Ruß an seinen Fingern und Handflächen. Er schlug ein paarmal die Hände aneinander, um sie zu reinigen. Seine hölzerne Schale

stand in greifbarer Nähe, er schnitt den Yam hinein und wartete, dass er abkühlte.

Als er zu essen anfang, begann Obiageli leise vor sich hin zu singen. Sie hätte allmählich wissen müssen, dass der Vater niemals auch nur das kleinste Stück von dem Yam abgab, den er ohne Palmöl bei jedem Neumond verzehrte. Aber sie hörte nicht auf, darauf zu hoffen.

Er aß schweigend. Er hatte sich vom Feuer weggesetzt und lehnte jetzt seinen Rücken gegen die Wand, während er hinauschaute. Wie immer bei solchen Gelegenheiten schweifte sein Geist in die Ferne. Ab und zu trank er einen Schluck Wasser aus einer Kalebasse, die ihm Nwafo gebracht hatte. Als er das letzte Stück Yam aß, lief Obiageli zurück in das Haus ihrer Mutter. Nwafo räumte die hölzerne Schale und die Kalebasse weg und steckte das Messer wieder zwischen zwei Sparren.

Ezeulu erhob sich von seinem Ziegenfell und ging langsam zum Hausaltar, der sich auf einem flachen Brett hinter der niedrigen mittleren Wand am Eingang befand. Sein *ikenga* mit den zwei starken Hörnern, das etwa so groß wie ein männlicher Unterarm war, stand zwischen dem gesichtslosen, von Opferblut geschwärzten *okposi* der Vorfahren und seinem eigenen kurzen *ofo*-Stab. Einer der *okposi* gehörte Nwafo. Er war für ihn wegen der Krämpfe geschnitzt worden, die ihn früher nachts häufig heimgesucht hatten. Man hatte ihm geraten, ihn »Namensvetter« zu nennen. Tatsächlich waren die Krämpfe seither nicht wiedergekommen.

Ezeulu zog seinen *ofo*-Stab zwischen den andern hervor und setzte sich vor den Altar, nicht rittlings nach Art der Männer, sondern die Beine zu beiden Seiten des Altars lang ausgestreckt wie eine Frau. Er hielt ein Ende des kurzen Stabs in der rechten Hand und schlug mit dem andern Ende auf den Boden, um seinem Gebet Nachdruck zu verleihen:

»Ulu, ich danke dir, dass du mich diesen Neumond sehen lässt. Lass mich ihn wieder und wieder erblicken! Lass dieses

Haus gesund bleiben und gedeihen. Da dies der Mond der Aussaat ist – lass die sechs Dörfer erfolgreich säen. Lass uns den Gefahren auf dem Acker entgehen, dem Biss der Schlange und dem Stich des Skorpions, des Mächtigen im Hochland. Lass uns nicht unser Schienbein mit Machete oder Hacke aufschneiden. Lass unsere Frauen männliche Kinder tragen. Lass nur Gutes begegnen dem Angesicht eines jeden unserer Männer und einer jeden unserer Frauen. Lass Gutes herabkommen auf das Land des Volks am Fluss und auf das Land des Volks im Wald.«

Er legte den *ofo* zurück zwischen den *ikenga* und die *okposi*, wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab und setzte sich wieder auf seinen Platz. Jedes Mal, wenn er für Umuaro betete, stieg ihm ein bitterer Nachgeschmack in den Mund. Großer Zwist war über die sechs Dörfer gekommen, und seine Feinde hatten versucht, die Schuld daran auf sein Haupt zu laden. Und warum? Nur, weil er vor dem weißen Mann die Wahrheit gesprochen hatte. Aber wie konnte ein Mann, der Ulus heiligen Stab trug, wissentlich eine Lüge aussprechen? Musste er die Geschichte nicht so berichten, wie er sie von seinem Vater gehört hatte? Sogar Wintabota, der weiße Mann, verstand ihn, obwohl er aus einem Land kam, das niemand kannte. Er hatte Ezeulu den einzigen Zeugen der Wahrheit genannt. Es ärgerte seine Feinde, dass der weiße Mann, dessen Vater oder Mutter niemand kannte, gekommen war, um ihnen die Wahrheit zu sagen, die sie wohl kannten, aber nicht hören wollten. Das war ein Vorzeichen für den Weltuntergang.